Die Ratten.

Eine Kriminalerzählung von Hans Buttmann.

Eine dicke Ratte spazierte um Mitternacht die Treppe des Hauses hinauf, in dem laut Polizeibericht der Mord an dem älteren, gutgekleideten Herrn geschehen war. Nach Wegschaffung des Leichnams hatte die Mordkommission gesorscht und gemessen, ein besonders Eifriger war sogar auf den Boden gestiegen, in dem verstaubt und verrust, zerschlissen und zerlagt eine Unmenge alter Möbel herum stand, dann durchleuchtete er mit einer elektrischen Taschenlampe den Keller, stöberte aber in Stroh und Papier nur Rattennester auf.

Jetzt herrschte wieder Stille im Hause, ja es war sogar noch ruhiger geworden als vor dem Mord, denn die einzige Bewohnerin, eine alte Frau, die ab und zu auf Tage oder Wochen ein mittelmäßig möbliertes, schlecht gelüftetes Zimmer vermietet hatte, war nach dem Mord zu ihrer Schwester gezogen. Es war totenstill auf den Gängen. Die Ratte fauchte vor sich hin. Sie fühlte sich behaglich in dem dunklen, einsamen Hause, um das ein schwerer Sturm jagte und kalte Tropfen an die Fenster warf. Plötzlich zuckte die Ratte zusammen und fuhr schlurrend unter einen Schrank.

An der Haustür wurde geschlossen, leise, vorsichtig, fast geräuschlos, wie Leute schließen, die kein Aufsehen verursachen wollen und Schlüssel oder Dietrich behutsam halten, stets bereit, den geringsten Widerstand des Schlosses mit weicher Hand zu überwinden. Zwei Personen traten rasch in den dunklen Hausflur. Wieder setzte man mit äußerster Vorsicht das Schloß in Bewegung, dieses Mal, um die Tür zu sichern. Dann hörte man einen tiefen Atemzug. Eine elektrische Taschenlampe blitzte auf, ihr Schein durchlief forschend den Flur bis zum Absatz der Treppe, eine Stimme flüsterte: „Nun sind wir in Sicherheit. Komm, wir gehen nach oben. Hier im Hause stört uns niemand mehr."

„Unsere Tritte? Ein Geräusch?" flüsterte die andere Stimme.

„Unsinn", entgegnete der Lampentragende, „in diesem alten Rattennest ist dauernd irgend ein Geräusch. Es knackt und rauscht und knistert ja in allen Winkeln."

Sie stiegen zum ersten Stock hinauf und erreichten einen langen Korridor. Tür lag neben Tür. „Welches Zimmer ist es?" fragte die eine der dunklen Gestalten. „Die dritte Tür links", war die Antwort, „ich habe sie damals gezählt."

Gerichtliches Siegel und Schloß konnten die beiden Eindringlinge nicht lange aufhalten. Zuerst ein kurzer Blitz der elektrischen Lampe durch das Zimmer, dann sagte der eine befriedigt: „Es ist alles noch, wie wir es verlassen haben. Sie haben sogar die Fensterläden wieder geschlossen." Vorsichtig leuchtend trat er näher und zog über beide Fenster den Vorhang aus verblichenem, dunklem Samt. „Nun sind wir ganz sicher. Man kann nichts von außen sehen." Er trat zum Schreibtisch und schaltete die dort stehende Lampe ein. „Sie haben nicht einmal den Strom gesperrt. Nun haben wir leichtere Arbeit. Komm, lege Dein Tuch ab. Mache es Dir bequem. In ein paar Stunden haben wir das Testament, dann können wir es vernichten, und das andere bleibt bestehen, das Dich als Haupterbin einsetzt. Warum mußte er Dich auch so lieben? Sei vergnügt!"

„Vergnügt? Hast Du vergessen, was wir hier taten?" bei diesen Worten legte die Gestalt Tuch und Mütze ab, das blasse Antlitz einer Frau mit dunklen, unruhigen Augen kam zum Vorschein.

„Du bist schön, Eveline", sagte ihr Begleiter leise. „Ich wundere mich nicht, daß der Alte Dich mehr liebte als seine beiden Kinder."

Wenn er wenigstens fest geblieben wäre", zischte die Angeredete, und ihr voller Mund hob sich in grausamer Linie, „aber er floh vor mir in dieses elende Haus, verbarg sich hier unter falschem Namen, um mir zu entgehen, wollte unsichtbar bleiben, bis seine verwickelten Geschäfte sich lösten, und hat hier ein Testament gemacht. Das, was ich in Händen habe, ist wertlos."

„Es wird gut ausgehen", tröstete ihr Begleiter, „wir haben ihn hier aufgespürt und mit ihm abgerechnet. Er konnte in diesem fremden Hause nicht nach einem Versteck suchen. Die Polizei hat das Testament nicht gefunden, also werden wir es finden." Auf einen fragenden Blick der schwarzen Frauengestalt fügte er abweisend hinzu: „Ich weiß es, sie haben nichts; ich habe meine Verbindungen mit den Detektiven."

Sie glaubte ihm, denn sie kannte seine Verschlagenheit und wußte, wie grausam und unerbittlich er Menschen ausnützte, die er in seine Abhängigkeit gebracht hatte. Schweigend sah sie zu, wie er methodisch im Schreibtisch suchte, durch Abklopfen ein Geheimfach entdecken wollte, er öffnete die Türen des Schrankes, besichtigte Ueberzug und Sprungfedern des Sofas, besah Dielen und Wände, und die Frau hatte Muße, den gespannten Ausdruck in seinem Gesicht zu beobachten, der sie an einen lauernden Wolf erinnerte.

Doch alle seine Mühe war vergebens, und nach einer Stunde emsigsten Forschens richtete er sich mißvergnügt auf. „Ich glaube nicht, daß hier etwas verborgen ist. Ich glaube auch nicht, daß die Polizei es findet. Aber wir müssen ganz sicher gehen", sagte er finster.

„Was willst Du tun?" fragte die Frau, und ihre Stimme klang ruhig und unberührt, obgleich sie einen überraschenden Entschluß ihres Begleiters ahnte.

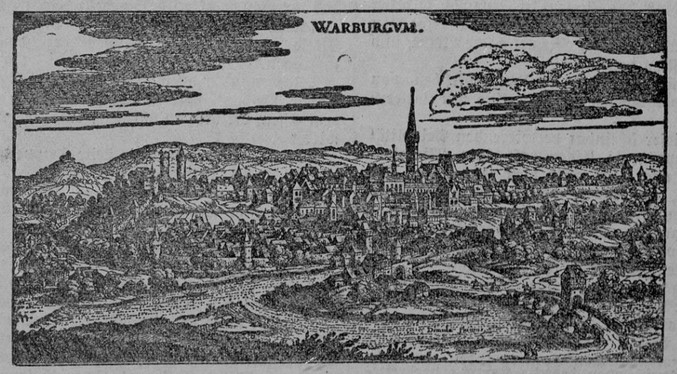
„Sie nennen es schon lange das dunkle Haus wegen seines unheimlichen Aussehens. Der Magistrat und der Besitzer werden uns dankbar sein, wenn es vernichtet wird."

Er öffnete eine Reisetasche, die er mitgebracht hatte, und entnahm ihr eine Flasche. „Petroleum", sagte er lächelnd. — „Für uns ist keine Gefahr dabei?" fragte die Frau. — „Nein", erwiderte er, „wir machen es wie der Bauer, der seinen Hof abbrennen läßt, während er eine Stunde entfernt in der Kreisstadt ist." Er schichtete Papier zusammen und legte Schlangen von Tüchern und Decken nach allen Seiten auseinander, dann goß er reichlich Petroleum darüber. Eine halbverzehrte Kerze steckte er in die Mitte des Papierhaufens und zündete sie vorsichtig an. „Nun schnell fort. Wenn sie herabgebrannt ist, kommt sie dem Papier nahe, dann geht alles in Flammen auf." Er ging zum Schreibtisch und schaltete die Lampe aus. Die einsame Kerze, die in dem geschichteten Bündel steckte, erhellte das Zimmer mit einem trüben gespenstischen Schein. Eveline hatte sich erhoben und war etwas näher getreten, die Kerze flackerte und zuckte.

Plötzlich zerriß ein Pfiff die unheimliche Stille des Zimmers, zugleich fuhren zischend und fauchend zwei Ratten unter dem Kleiderschrank hervor, die eine auf der Flucht vor der anderen. Sie sausten in den aufgeschichteten Haufen. Ein Jagen, ein Rascheln begann, das die völlig überraschten Eindringlinge schaudern ließ. Die Kerze fiel um. Das Papier geriet in Brand. Das Petroleum nahm knisternd und pustend die Flamme auf und leitete sie weiter. Im Nu verbreitete sich das Feuer über den ganzen Raum. Der Mann ergriff die Frau. Sie stürzten nach der Tür. Sie öffneten. Frische Luft vom Treppenhaus schlug herein und trieb die Zunge des Feuers zu den Vorhängen, zum Divan, zur Tischdecke, zum Bett. Zwischen den Füßen der beiden Flüchtenden fuhren zwei Ratten hindurch, quiekend, keuchend, Eveline stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Sie flüchteten an die Haustür. Allenthalben erhob sich ein unheimliches Laufen und Scharren. Hunderte von Ratten schienen das Haus zu verlassen. Durch geheime Ausgänge fuhren sie, drängten zu Füßen der beiden Erschrockenen durch einen Spalt der schlecht schließenden Tür. Hinter ihnen ächzte und stöhnte das Feuer und erfüllte das Haus mit einem seltsamen Leben. Der Mann setzte den Dietrich ein. Aber als er umdrehen wollte, um den Weg zur Rettung zu öffnen, erdröhnte die Türe unter Schlägen, die von außen gegen sie geführt wurden. Ehe die beiden sich zurückziehen konnten, brach das morsche Holz auseinander, das Schloß fiel zu Boden, Schutzleute drangen herein, starrten erstaunt auf die beiden Gestalten, erinnerten sich, daß dies Haus unbewohnt war, verhafteten die Beiden und führten sie ab. In allen Häusern der Nachbarschaft erwachten die Schläfer. Die Feuerwehr stürmte heran. Ein Kriminalbeamter ging vorsichtig die Treppe hinauf, um den Brandherd zu beschauen. Als er wieder hinabstieg, sah er zwischen den Geländerstäben der alten Treppe an der wurmstichigen Wand einen großen, gelblichen Briefumschlag, die linke Ecke war ausgefranzt, schien von Ratten angefressen zu sein, die das Papier hierhergezerrt hatten. Statt einer Adresse las der Kriminalbeamte die Worte: „Mein Testament." Er steckte es ein, um es seiner vorgesetzten Behörde zu übergeben.

Das Haus brannte bis zu den Kellerräumen nieder, die Ratten waren rechtzeitig in die Gossen und die Nachbarhäuser geflohen.

Warburger Warte



Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 23 | 20 März 1929 | 4. Jahrgang

Vicky Van

Kriminalroman von E. Floquet-Grohs

Copyright by Marie Brügmann, München.

„Viktoria van Allen", so unterschrieb sie ihre Briefe und Schecks, „Vicky Van" nannten sie ihre Freunde, und dieser Name war der beste Ausdruck für ihre entzückende Persönlichkeit. Vom Scheitel ihres kleinen koketten Köpfchens bis zu den Spitzen ihrer zierlichen, tanzenden Füße.

Ich wohnte in einem der wohlhabenden Viertel Neuyorks, und Schwester und Tante, die mit mir lebten, legten besonderen Wert darauf, daß unsere Wohnung der großen Hauptstraße nahe genug lag, um die beneidenswerte Bemerkung „an der V. Avenue" zu gestatten. Unser Haus stand an der Nordseite der Straße und näher an der Avenue, im Süden das von Vicky Van.

Bevor ich das Mädchen kennenlernte, hatte ich sie einigemal gesehen, und halb unbewußt bemerkte ich ihre Anmut und ihre offenbare Lebenslust. Als mir später ein Klubfreund anbot, mich bei ihr einzuführen, sagte ich gern ja.

„Wie spät du heute ausgehst", sagte Winnie, als ich in meinen besten Ueberrock schlüpfte; „es ist elf Uhr vorüber!"

„Junge Mädchen sollen keine Bemerkungen machen über große Brüder", lächelte ich zurück. Winnie war neunzehn Jahre, und ich habe das reife Alter von siebenundzwanzig Jahren erreicht. Wir waren Waisen, und die unverheiratete Tante Luzie tat ihr Bestes, Elternstelle an uns zu vertreten; wir kamen auch ganz gut miteinander aus.

„Ueber die Straße?" fragte Tante Luzie, und zog ihre Augenbrauen um Haaresbreite in die Höhe.

„Ja", gab ich zurück, etwas unangenehm berührt durch die Anzüglichkeit dieser Augenbrauenbewegung. „Steele wird drüben sein, und ich möchte ihn sehen, weil ..."

Diesmal gingen die bewußten Augenbrauen in offenbarer Erheiterung in die Höhe, und die gütigen blauen Augen strahlten, als sie sagte: „Schon gut, schon gut, Chet, geh' nur!"

Obwohl ich „Chester Calhoun" war, der zweite Teilhaber der Rechtsanwaltskanzlei Bradbury & Calhoun, und mich als solcher in gehörigen Respekt zu setzen wußte, hatte ich nichts dagegen, daß mich Tante Luzie „Chet" oder manchmal sogar „Chetty" nannte. Was Winnie anbelangt, so gab sie mir alle Namen, die ihr gerade einfielen, von „Lord Chesterton" bis „Chesty-Kätzchen".

Ich fuhr streichelnd über Tante Luzies runden Rücken und Winnies jungen Kopf, und fort war ich.

Wirklich wollte ich Steele bei Vicky Van treffen; es war dies der Klubfreund, der mich dort eingeführt hatte. Aber wie Tante Luzie so schlau vermutete, war er nicht der einzige Grund meines Besuchs; ein viel wichtigerer war, daß es dort immer lustig zuging, gerade so, wie ich es gern hatte.

Vicky Vans Haus war sehr klein, und schloß sich an den Häuserblock, der die Ecke der V. Avenue bildete. Alle Fenster waren glänzend erleuchtet, und ich stieg die Steintreppe hinauf, in der Erwartung eines fröhlichen Willkommens und eines angenehmen Abends.

Ich wurde von einem Mädchen eingelassen, das ich schon genügend kannte, um sie mit „Guten Abend, Julie", zu begrüßen, als ich an ihr vorüberging. Im nächsten Augenblick war ich in dem kleinen Wohnzimmer, und gesellte mich der lustigen Gruppe zu, die ich dort antraf.

„Engelskind!" rief Vicky Van, und tanzte mir entgegen, „sind Sie wirklich zu Ihrer alten Freundin gekommen?" Ihre beiden Hände für einen Augenblick in die meinen legend, glaubte sie, mich genug begrüßt zu haben, und schwebte weiter. Sie war ein Irrlicht, das einen Mann zuerst mit besonderer Aufmerksamkeit behandelte, um dann zu einem anderen Gast zu entfliehen, mit dem sie dasselbe Spiel trieb.

Ich sah dem schlanken, anmutigen, bildhübschen Geschöpf nach. Ihr schwarzes Haar, nach der neuesten Mode frisiert, bedeckte die Ohren in weichen Wellen, und grenzte die Umrisse ihres kleinen Kopfes scharf ab. Es war durch ein mit Juwelen geziertes Netz gehalten, diesen orientalischen Kopfschmuck, der damals Mode war; ihre großen Augen mit den langen schwarzen Wimpern, ihre rosigen Wangen und die geschwungenen roten Lippen schienen zu sagen: „Die Welt schuldet mir ein Leben, und ich werde es mir erobern!" Dabei hatte Vicky Van Geld genug, und

obwohl nichts in ihrem Heim aufdringlich oder überladen war, herrschte dort ein stilvoller Luxus.

Ihr Kleid zeigte alle Schattierungen des Maisfarbigen, war aus dünnstem Stoff, ziemlich kurz und faltig; es wirbelte um sie, wenn sie sich bewegte, und flatterte beim Tanzen; den Abschluß des kurzen Ueberwurfs bildeten lange Fransen aus Goldperlen, und die Schulterspangen waren von den gleichen Perlen. Aermel gab es keine, und doch war dieses Kostüm dezent.

Ihre kleinen Füße steckten in Goldpantöffelchen, von denen jedes einen vergoldeten Schmetterling mit flatternden Flügeln trug.

Doch trotz all dieser scheinbar verwirrenden Frivolität war Vickys ausgeprägteste Eigenschaft ihre Mimosenhaftigkeit. „Rühr' mich nicht an!" hieß es bei ihr. Sie lachte und scherzte, und wenn man ihr ein persönliches Kompliment machen oder zu flirten anfangen wollte, war sie weg — ein Flaumfederchen im Windhauch. Sie war eine Hexe, ein Kobold; aber sie setzte immer ihren Willen durch, und ihre Freunde folgten ihr blindlings.

Ihre Umgebung paßte vollkommen zu ihr. Nach der damaligen Mode war alles ganz in Rosa und Grau gehalten. An den Wänden aus rosa Brokat hingen wenige, aber sehr geschmackvolle Bilder. Grau gebeizte Möbel und tiefe Fensterbänke mit rosenfarbigen Polstern luden zur Ruhe ein, und von Seidenschirmen bedeckte Lampen verbreiteten einen rosigen Schein.

Ueberall sah man Blumen; große Rosenbüsche, Krüge voll rosa Nelken, und hier und da eine Vase mit rosa Orchideen waren auf dem Kaminsims, auf niedrigen Bücherschränken und dem Klavier verteilt.

Vickys Haus war zierlich, korrekt und künstlerisch, und doch wußte ich, daß seine Atmosphäre weder meiner Tante Luzie behagt haben würde, noch das Richtige für meine Schwester Winnie wäre.

Ich kannte manche von den Gästen: Cassie Weldon war Konzertsängerin und Ariadne Gale eine Malerin von Ruf, beide sowohl gesellschaftlich wie auch in Künstlerkreisen gut bekannt; Jim Ferris und Bailey Mason waren tüchtige Schauspieler, und Bert Garrison, Mitglied eines vornehmen Klubs, war ein Architekt, dessen Berühmtheit in raschem Steigen begriffen war. Steele war noch nicht da.

Zwei Kartentische, mit Bridge-Spielern, standen im Hintergrunde des Zimmers; in dem übrigen, ziemlich beschränkten Raum tanzten einige Paare.

Nachdem ich mehrere Bekannte begrüßt hatte, suchte ich noch ein paar Worte von Vicky zu erhaschen.

„Sie ist oben im Musikzimmer", sagte Cassie Weldon, die meine Gedanken erraten hatte, und ich ging hinauf.

Der erste Raum im oberen Stock, das Musikzimmer, war entzückend, in Weiß und Gold gehalten, und auch hier dämpften Schirme das Licht.

Vicky thronte auf einem weißen Sofa, die Füße auf einem goldgestickten Seidenkissen gekreuzt. Vor ihr saßen drei oder vier ihrer Gäste und lachten und schwatzten.

„Aber er hat geschworen, daß er es auf irgendeine Art durchsetzen würde, herzukommen", sagte Mistreß Reeves.

„Wie heißt er?" fragte Vicky ohne besonderes Interesse.

„Sommers", gab Mistreß Reeves zurück.

„Ich habe nie von ihm gehört, Sie vielleicht, Mister Calhoun?", und Vicky blickte zu mir auf.

„Nein, Miß van Allen! Wer ist es?"

„Ich weiß es nicht und es interessiert mich auch nicht; nur weil Mistreß Reeves sagte, er würde heute herkommen, möchte ich etwas über ihn wissen."

„Er kommt her und Sie kennen ihn nicht?", sagte ich, nahm einen Sessel und setzte mich zu der Gruppe. „Wie ist das möglich?"

„Mister Steele wird ihn herbringen", sagte Mistreß Reeves. „Er sagt, daß Mister Sommers ein durchaus erstklassiger Mensch und furchtbar lustig sei. Er behauptet auch, er sei Milliardär."

„Was liegt mir an einem Milliardär!" lachte Vicky, „ich wähle meine Freunde nach ihrem liebenswürdigen Charakter, nicht nach ihrem Geld."

„Ja, wirklich", stimmte Mistreß Reeves bei, „aber dieser Mister Sommers ist ja möglicherweise auch liebenswürdig."

Mistreß Reeves war eine ernste, vernünftige Dame, die ein gutes Gegengewicht für die quecksilbrige Vicky abgab und ihr manchmal milde Vorstellungen machte.

„Nun, mag sein", erwiderte Vicky, „aber Norman Steele hat kein Recht, jemanden herzubringen, ohne mich zu fragen."

„Aber nun kommen Sie, gehen wir hinunter zu einer Partie Bridge! Wir haben gerade noch Zeit dazu vor dem Essen, bei dem es übrigens eine Ueberraschung geben wird."

Sie tänzelte vor mir die steile Treppe hinunter.

Mit Jubel begrüßte man sie in der Halle.

„Hier ist ein Platz, Vicky Van, ein gemütlicher Winkel zwischen Jim und mir. Kommen Sie, gnädiges Fräulein!"

„Nein, danke sehr, ich werde mich diesen Spielern anschließen. Darf ich oder bin ich im Wege?"

„Vicky ist niemals im Wege", lautete die Antwort, und Bailey Mason wollte ihr seinen Sessel überlassen.

„Nein", sagte sie, „ich möchte, daß Sie bleiben, Mister Mason. Warum? Weil ich mit Ihnen spielen will. Cassie, du läßt mir deinen Platz, nicht wahr, Liebling? Geh' und flirte mit Mister Calhoun! Er weiß immer die neuesten Schmeicheleien. Stell' ihn auf die Probe!"

Vicky Van setzte sich mit dem erwartungsvollen glücklichen Seufzer der Bridge-Liebhaberin, die drei gute Partner hat, an den Tisch, und im nächsten Moment überblickte sie mit Spannung ihr Blatt. „Sans à tout", sagte sie triumphierend, und da ich wußte, daß sie jetzt kein Wort mehr mit mir sprechen würde, ging ich mit Cassie Weldon.

* * *

Mister Sommers.

Es war fast Mitternacht, als Steele kam, und zwar mit einem Herrn, den ich nie vorher gesehen hatte, und von dem ich annahm, daß er der erwähnte Mister Sommers sei.

Er war es. Als Steele eintrat, suchte sein Blick Vicky, die er endlich an dem Bridge-Tisch am anderen Ende des Zimmers entdeckte. Ihr Rücken war uns zugewendet, und sie war derart in das Spiel vertieft, daß sie nicht aufblickte, selbst als sie die Ankommenden hörte. Die beiden blieben bei unserer Gruppe stehen, und Steele stellte Mister Sommers vor.

Ein wenig neugierig schaute ich ihn an, und sah einen großen, eingebildet aussehenden Mann, mit einem wohlwollenden Lächeln, in sehr guter, ausgesucht eleganter Kleidung. Sein Benehmen war tadellos, doch schien er sich seines Reichtums stets bewußt, was mich abstieß. Alle Anwesenden schienen ihm fremd, und sein Blick wanderte umher auf der Suche nach der reizenden Hauswirtin, von welcher Steele ihm erzählt hatte.

„Wir werden gleich zu Miß van Allen kommen", lachte Steele, „das heißt, wenn wir es wagen dürfen, ihr Spiel zu stören. Wir müssen vorsichtig zu Werke gehen."

„Es hat keine Eile!" versetzte Sommers leutselig, schaute Cassie Weldon mit leuchtenden Augen an und begegnete dann einem verständnisvollen Blick von Ariadne Gale. „Für den Augenblick bin ich hier gefesselt, Miß Weldon? Ah ja, ich habe Sie singen gehört. Eine Stimme wie eine Lerche — wie eine Lerche!"

Sicherlich war Konversation nicht seine starke Seite. Ich rangierte ihn unter die älteren Herren, die gern scherzhaft sein wollen, aber nicht recht wissen, wie sie es anfassen sollen.

Sein Gesicht war streng, doch der Glanz seiner Augen schien das Gegenteil auszudrücken. Er hatte gesunde, rote Wangen, eine große Nase, war glattrasiert bis auf einen dichten, weißen Schnurrbart, der auf beiden Seiten die wulstigen Lippen etwas bedeckte. Auch sein Haar war weiß, seine Augen waren dunkel und tiefliegend; und man konnte ihn wohl einen stattlichen Mann nennen. Er war mindestens fünfzig Jahre alt. Wenn nicht seine überschwengliche Art zu sprechen gewesen wäre, würde er mir gefallen haben, aber er schien mir unaufrichtig.

„Sie sind zum erstenmal hier?" fragte ich. „Nett von dem guten Steele, Sie mitzubringen!"

„Ja, zum erstenmal", und er blickte wohlgefällig um sich; „aber hoffentlich werde ich nun oft herkommen. Ein entzückendes Nestchen, reizende Damen!", und er verbeugte sich gegen die Nächststehenden.

„Tatsächlich", plapperte Ariadne, „schöne Frauen und mutige Männer."

„Mutig, allerdings", pflichtete Sommers bei, „wenn sie es wagen, sich solch strahlenden Blicken auszusetzen."

„Ich will Ariadne die Vorhand lassen", sagte die lebhafte Miß Weldon zu mir, während wir uns diskret entfernten, „und später die nähere Bekanntschaft dieses Sommers machen."

„Aber geben Sie acht!" Vicky wendet sich eben zu ihm. „Wird er nicht ganz überwältigt sein?"

Ich drehte mich um, und obwohl einige Leute zwischen uns waren, konnte ich einen Blick in Sommers Gesicht tun, als er Miß van Allen vorgestellt wurde. Er war überwältigt. Seine Augen strahlten vor Bewunderung; er verneigte sich tief und führte die kleine juwelengeschmückte Hand an seine Lippen.

(Forsetzung folgt)

Diebstahl im Claridge Hotel.

Skizze von Kurt Miethke.

Frau Mahoney hielt ihren großen Fächer aus Straußenfedern vor das Gesicht und gähnte leise. Sie sah erst nach der Uhr, die auf eins zeigte, und dann nach ihrem Mann, der in einem großen Kreis von Freunden saß und Bridge spielte. Sie erhob sich, ging auf ihn zu, gab ihm einen freundschaftlichen kleinen Schlag auf die Schulter und sagte: „Ich bin müde, Tom. Ich gehe auf mein Zimmer. Sei mir nicht böse und spiele ruhig weiter."

Er stand auf, küßte ihre Hand und brachte sie bis an die Tür. Sie bestieg den Fahrstuhl, der sie nach ihrem Zimmer brachte. Sie zog sich aus und lag dann noch eine Weile wach, im Schein der Nachttischlampe einen gelb eingebundenen französischen Roman lesend.

Sie wachte sofort wieder auf, als sie hörte, wie die Zimmertür geöffnet wurde. „Bist Du es, Tom?"

„Ja, mein Liebes."

„Tom!"

„Was willst Du, Schatz?"

„Warum machst Du denn kein Licht?"

„Ach, dann würdest Du ja wieder ganz munter werden."

„Tom, ich habe das Diamantenhalsband in Deine Nachttischschublade gelegt. Vergiß nicht, es in den Koffer zu schließen."

„Gern, mein Liebes."

Sie hörte, wie er sich an der Schublade zu schaffen machte, wie er im Dunkeln behutsam und leise den Koffer aufschloß und wie er begann, sich auszuziehen. Aber da war sie schon eingeschlafen, jedoch viel fester als das erste Mal.

Das Licht brannte schon eine ganze Weile, als sie erstaunt die Augen öffnete. Sie sah sofort auf ihre Uhr: es war zwei Uhr.

Verblüfft starrte sie ihren Mann an, der vollständig angezogen dastand und auf sein zerwühltes Bett schaute. „Hast Du zuerst in m e i n e m Bett gelegen?" fragte er.

„Aber Tom!"

„Was meinst Du?"

„Ich meine, daß Du selber vor dreiviertel Stunden hinein gestiegen bist."

„Ich komme soeben aus dem Saal. Ich habe bis vor drei Minuten Bridge gespielt."

„Was hast Du?" Sie fuhr erschrocken in die Höhe.

„Bridge gespielt. Ist denn irgend etwas nicht in Ordnung?"

„Ja, Tom! Tom, bist Du denn nicht vor dreiviertel Stunden hier gewesen, ohne das Licht anzumachen — damit ich nicht aufwache? Du hast es mir doch selbst gesagt!"

„Liebes Kind, das ist mir rätselhaft. Da muß ein anderer hier gewesen sein."

Plötzlich fiel ihm etwas ein: „Wo hast Du Dein Diamantenhalsband?"

„Aber Du hast es doch selbst in den Koffer —"

Sie verstummte und legte erschrocken die Fingerspitzen an den Mund. Dann lief sie rasch auf den Koffer zu. Mit bebenden Händen schloß sie ihn auf, wühlte das schwarze stählerne Kästchen hervor und stellte es auf den Tisch. Sie öffnete es nervös mit dem komplizierten Schlüsselchen. Dann stieß sie einen ungläubigen Schrei des Schreckens aus: Das Diamantenhalsband war verschwunden.

Da endlich dämmerte in ihr die Erkenntnis dessen auf, was geschehen war: Ein Fremder hatte sich in ihr Schlafzimmer geschlichen und auf Grund einer starken Verstellungsgabe in ihr den Eindruck erweckt, als ob er ihr Mann sei, hatte auf ihren eigenen Wunsch das Halsband an sich genommen, es in seine Tasche gesteckt, schließlich sich sogar ausgezogen und ins Bett gelegt, bis sie wieder eingeschlafen war. Sie schauderte, als sie sich das ausmalte.

Der Dieb mußte jedenfalls über eine ungeheuerliche Frechheit verfügen.

Jedoch zum Philosophieren war es zu spät. Sie beschwor Tom, das Ereignis sofort der Hoteldirektion mitzuteilen.

Das geschah.

Alle Nachforschungen waren natürlich ergebnislos, denn wen unter den vielen vornehmen Gästen des Hotels hätte man verdächtigen können?

Die Polizei beobachtete während der nächsten Woche jeden einzelnen genau, konnte aber bei keinem der Gäste, die an jenem Abend anwesend waren, auch nur den geringsten Verdacht aussprechen.

Es wäre dem Kommissar, der den Fall bearbeitete, sicher eine große Freude gewesen, wenn er drei Tage nach dem Ereignis in das vornehmste Juweliergeschäft der Stadt einen Blick hätte tun können.

Da stand nämlich ein Herr am Ladentisch, packte ein Diamantenhalsband aus und fragte: „Wie lange würde es dauern, diesem Schmuck eine andere Fassung zu geben? Eine Platinfassung in ganz modernem Stil. Die altmodische Goldfassung sagt mir nicht mehr zu."

„Die Arbeit dauert vier Wochen, mein Herr", sagte der Geschäftsinhaber.

„Ausgezeichnet", erwiderte der Herr. „Benachrichtigen Sie mich brieflich, sobald die Sache fertig ist. Aber in einem neutralen Umschlag ohne Firmenaufdruck. Ich möchte nämlich meine Frau überraschen."

„Und wie ist Ihr Name?" fragte der Geschäftsinhaber.

„Mahoney, Tom Mahoney, Claridge Hotel."

Fünf Minuten später saß Tom in einem kleinen Kaffeehause. Ihm gegenüber seine Freundin.

„Und?" fragte sie.

„Du sollst Deinen Willen haben", lächelte er. „Ich werde Dir zu Deinem Geburtstag ein ganz modernes Diamantenhalsband schenken."

Sie lächelte und streichelte seine Hand: „Du bist wirklich ein prächtiger Mensch, Tom! Hat es Dich viel gekostet?"

„Und ob! Denn schließlich bin ich doch ein ehrlicher Mensch, und Stehlen ist eine schwierige Sache."

„Wie, Tom? Du redest von Stehlen? Du willst doch damit nicht etwa sagen —" Sie sah ihn erschrocken an.

Er nickte: „Doch doch, ich habe es gestohlen." Und dann fügte er lächelnd hinzu: „Aber ich habe es einem Freund gestohlen. Oder besser einer Freundin. Du kannst jedoch unbesorgt sein, ich schenke ihr dafür etwas anderes."

„Und das wäre?"

„Ich schenke ihr — mich selbst. Du sollst das Halsband haben, um das Du mich seit einem halben Jahr quälst. Sie bekommt mich dafür wieder. Denn ich habe eingesehen, daß ich ein Unrecht an ihr begangen habe." Er erhob sich, machte eine Verbeugung und ließ seine gewesene Freundin allein.

Im Auto fuhr er nach dem Hotel zurück, zu seiner Frau. Und er freute sich auf sie.